

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ismail Kadare

Konzert am Ende des Winters

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ERSTES KAPITEL

Das Fenster sah auf die Straße hinab, wo die Schritte der Passanten, vielleicht wegen der winterlichen Kleidung, die sie trugen, rascher wirkten als sonst. Ein kleiner dreirädriger Lieferwagen hielt am Bordstein vor dem Laden, in dem die Chauffeure üblicherweise ihre Zigaretten kauften.

Es kam der alten Hasije so vor, als ob der Lieferwagen dort unten einiges Aufsehen erregte, und so wischte sie die beschlagene Scheibe blank, um besser sehen zu können.

Tatsächlich. Drei oder vier Leute waren stehen geblieben und sahen zu, wie ein großer Blumentopf mit einem Zitronenbäumchen abgeladen wurde. Sie konnte sich denken, was man den Fahrer, der gerade an das Fahrzeug trat, fragte. Wem bringst du die Zitrone? Wo kann man solche Zitronenbäumchen im Topf denn kaufen?

Auf einmal glaubte sie dort unten Ana zu entdecken, hätte gar fast mit dem Finger gegen die Scheibe geklopft und ihren Namen gerufen, als ihr einfiel, dass Ana ja schon lange tot war.

Die alte Hasije seufzte. Neuerdings kam es immer öfter vor, dass sie Zeiten und Ereignisse durcheinanderbrachte, und was wirklich geschah, erlebte sie wie im Traum. Auch mischten sich die Toten unter die Lebenden, doch das störte sie weniger, denn sie war überzeugt davon, dass es allen alten Frauen so ging, wären sie doch sonst keine alten Frauen. Manchmal glaubte sie sogar, dass alte Frauen sich eben dadurch auszeichneten.

Wieder blickte sie auf die Straße hinunter, und Ana war noch dort. Schön wie immer, stand sie ein wenig abseits und sah mit einem verdrossenen Lächeln den Leuten zu, die um das Zitronenbäumchen herumschwirrten. Warum ruhst du dich nicht aus, dort in der Erde, in der man dich begraben hat?, sagte Hasije.

Aus dem Nebenzimmer war die Stimme ihres Enkels zu hören, der seine Hausaufgaben machte. Singe, o Muse, den Ruhm des Peliden Achilles. Immer noch dieser Zorn?, dachte sie. Anstatt zu schwinden, nahm er in letzter Zeit sogar noch zu.

Sie griff zu dem Kaffeetässchen, das sie umgestülpt auf die Untertasse gestellt hatte, und betrachtete es lange. Die Tasse erschien ihr dunkel und unbegreiflich, doch auch das berührte sie nicht mehr. Wie anders sollte die Tasse einer alten Frau auch aussehen. Singe, o Muse, den Ruhm ... Ach, sei doch still!, hätte sie ihren Enkel und die ganze Welt am liebsten angeschrien. Seid doch still, ihr ödet uns an mit eurem Gezänk.

Ihr ödet uns an, dachte sie dann, ihr zermürbt uns. Sie sah wieder auf die Straße hinunter, doch da gab es keinen Lieferwagen und kein Zitronenbäumchen mehr und auch keine Leute, die sich danach erkundigten. Wahrscheinlich haben mir meine Augen wieder einen Streich gespielt, dachte sie.

Wieder versank sie in sich selbst, doch war ihr diesmal, als blicke sie hinein ins Innere der Erde. Nicht nur Hohlräume gab es dort, von verdampftem Wasser oder vielleicht auch verschwundenen Toten zurückgelassen, sondern ebenso schwarze Schichten steindurchsetzten Lehms, fugenlos aufeinander sitzend und deshalb von keinem Auge je zu erschauen. Daneben schlummerten die so ungreif-

baren Erdbeben und, ach, all die anderen namen- und formlosen Dinge, eines peiniger für die Einbildungskraft als das andere.

Sie nahm ein schwaches Grollen wahr, das aus der Ferne, vom hintersten Rand des Horizonts herandrang. Dann wälzte sich kränklich ein schwerfälliger Donner quer über den Himmel.

So poche ruhig, sagte sie und wusste selbst nicht, zu wem sie sprach und warum.

Das Lächeln, mit dem Silva sich anschickte, die ersten Gäste zu empfangen, gefror auf ihren Lippen, als sie auf ein mehrfaches hartnäckiges Klingeln hin endlich die Wohnungstür öffnete. Anstelle der Gäste erblickte sie einen Mann mit einem schweren Topf im Arm, aus dem die Zweige eines Zitronenbäumchens herausragten.

»Bin ich hier bei Familie Gjergj Dibra?«, fragte der Mann.

»Ja«, antwortete Silva ein wenig verlegen. »Ach, die Zitrone ist für uns?«

»Sie haben sie doch bestellt, oder nicht?«

Der Mensch trat einfach in den Flur.

»Wo kommt sie hin?«, fragte er ein wenig ungeduldig. Man merkte, der Topf war schwer.

»Vorsicht!«, sagte Silva. »Hier herüber, bitte.« Und sie öffnete eine Zimmertür.

Mit schweren Schritten ging der Mensch durch das Zimmer und auf den Balkon hinaus, dessen Tür ihm Silva gerade noch öffnen konnte.

»Stellen Sie die Pflanze einfach irgendwo hin«, meinte Silva. »Ich werde mich nachher darum kümmern.«

Der Mann stellte den Topf ab und richtete sich mit einem Seufzer wieder auf.

Im Flur klingelte das Telefon, ohne dass jemand da gewesen wäre, um es abzunehmen. Ach je, dachte sie, ausgerechnet heute muss uns diese Zitrone ins Haus kommen.

»Alle Vierteljahre muss sie gespritzt werden, wegen der Schädlinge. Und alle sechs Monate sollte man sie umtopfen«, leierte der Mann. »Außerdem muss man sie bei Frost mit Cellophan abdecken, sonst erfriert sie über Nacht.«

Silva hörte zerstreut zu. Die Salate waren noch nicht fertig, der Braten noch nicht aufgeschnitten, und tausend andere Kleinigkeiten mussten ebenfalls noch erledigt werden. Dabei konnten jeden Augenblick die Gäste eintreffen. Obendrein musste sie sich auch noch für das Abendessen umziehen und ein wenig Toilette machen.

Offenbar deutete der Mann ihre ungeduldige Geste richtig, denn er sagte:

»Entschuldigen Sie, vielleicht bin ich im unrechten Moment gekommen.«

»Ach«, sagte Silva, »das macht doch nichts.«

Plötzlich schämte sie sich. Der Mann hatte den Topf zwei Treppen hochgetragen, und sie verhielt sich ihm gegenüber so gereizt.

»Darf ich Ihnen vielleicht etwas anbieten?«, fragte sie, von einem jähen Schuldgefühl befallen, im Flur.

»Nein, danke.«

»Ach bitte«, rief sie. »Mir zuliebe. Meine Tochter hat doch heute Geburtstag.«

Als sich die Tür hinter dem Unbekannten geschlossen hatte, ging Silva zu der bereits gedeckten Tafel, um noch das eine oder andere zurechtzurücken, tat dann jedoch gar nichts, außer eine Weile lang die kalt funkelnden Teller und Gläser anzustarren. Die Türklingel riss sie aus ihrer

Regungslosigkeit, doch diesmal wusste sie sofort: das war ihre Tochter.

»Würdest du bitte den Salat anmachen und den Braten aufschneiden, mein Schatz, damit ich duschen und mich umziehen kann? Ich glaube, ich rieche nach Küche.«

»Gut, Mama.«

Beim Entkleiden im Bad meinte sie festzustellen, dass sie um die Hüften herum ein wenig voller geworden war, und eine Weile stand sie nachdenklich vor dem Spiegel, als habe sie ganz vergessen, wieso sie eigentlich hergekommen war. Dann klingelte auf dem Flur das Telefon, und Silva drehte, wie aus tiefem Schlaf erwacht, die Dusche auf.

Von der Vorstellung gequält, die Gäste könnten womöglich schon kommen, beeilte sie sich mit dem Duschen. Da alle außer Brikenas beiden Lehrerinnen gute Freunde oder Verwandte waren, hatte sie ihnen keine feste Uhrzeit genannt, was sie nun bereute.

Vor dem Schlafzimmerschrank schwankte Silva eine Weile, welches Kleid sie anziehen sollte. Dann froh sie und schlüpfte, ohne noch lange zu überlegen, in ein lilafarbenes Kleid, das Gjergj besonders mochte. Es saß wie immer, also war ihre Befürchtung, zugenommen zu haben, ganz grundlos. Ich begreife überhaupt nicht, dass du dir Sorgen um deine Linie machst, pflegte Gjergj zu sagen. Du bist in einem Alter, in dem die Frauen, wie es so schön heißt, voll erblühen. (Silva wusste, dass er sorgsam darauf achtete, von »Erbühen« anstatt von »Reife« zu sprechen, wofür sie ihm insgeheim dankbar war.) Vielleicht ist mein Geschmack etwas ungewöhnlich, aber ich kann nicht einsehen, wieso eine Frau in der Blüte ihrer Jahre wie eine Bohnenstange aussehen sollte.

Silva lächelte sich im Spiegel zu. Ein anderes Kleid, und gleich schien der Tag neu zu beginnen. So ging es ihr immer bei solchen Anlässen, Geburtstagen oder anderen Feiern. Zuerst nahm das Chaos der Vorbereitungen einfach kein Ende, doch dann kam der Augenblick, in dem der Festtag sich losriss vom Tag der Mühen. Als Silva ihr Kleid zuknöpfte, spürte sie, dass dieser Augenblick nun da war.

Sie nahm den Kamm und begann sich ohne langes Überlegen so zu frisieren, wie Gjergj es mochte, obwohl er weit fort war. Aber vielleicht tat sie es ja auch gerade deshalb, weil er in der Ferne herumreisen musste.

»Mami, wie schön du bist«, sagte Brikena, als Silva auf den Flur kam.

Silva lächelte ihrer Tochter zu, warf einen Blick zum Tisch hinüber, der nun plötzlich nicht mehr viel mit ihr zu tun zu haben schien, und wanderte ohne rechten Grund eine Weile durch die Wohnung. Sonst saß sie in der Stunde vor dem Eintreffen der Gäste am liebsten einfach da und wartete. Doch weil sie den Fehler begangen hatte, mit den Gästen keine feste Zeit zu vereinbaren, war ihr dieses Vergnügen nun genommen.

»Mama, ich habe den Braten aufgeschnitten, willst du einmal sehen?«, ertönte aus der Küche die Stimme ihrer Tochter.

Silva saß nun doch mit halbgeschlossenen Augen in einem Sessel im Wohnzimmer. Der Tag war wirklich anstrengend gewesen, hatte sie doch diesmal auf Gjergjs Hilfe verzichten müssen. Wie gut, dass ich geduscht habe, dachte sie. Das Licht des Oktobernachmittags fiel aschgrau auf das Bücherregal, wo die Statuetten neben den Büchern, Andenken an ihre Zeit als Archäologin, jetzt, kurz

vor Einbruch der Dämmerung, Boten aus dem Reich der Schatten glichen, die sich unbemerkt herbeigeschlichen hatten. Doch genügte es, wenn jemand eintrat, das kleinste Geräusch, und im Nu büßten sie ihren Anschein geheimnisvoller Lebendigkeit ein und verwandelten sich zurück in Terrakotta oder Stein.

Brikena tauchte in der Zimmertür auf, zu lang und zu dünn für ihre dreizehn Jahre.

»Alles ist fertig, Mami. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Danke, Brikena. Setz dich doch jetzt ein bisschen zu mir.«

Das Mädchen nahm ihr gegenüber Platz.

»Wo Papa jetzt gerade wohl sein mag?«, sagte es.

Silva zuckte mit den Schultern.

»Am Himmel über einer Wüste oder beim Umsteigen auf irgendeinem Flughafen.«

Brikena wollte noch etwas fragen, doch Silva, deren Kopf auf der Sessellehne lag, hatte das Gesicht eines Menschen, der nach einem anstrengenden Tag nur noch Ruhe braucht.

Leise ging Brikena zum Bücherregal, nahm eines der Familienalben heraus und begann, zurück an ihrem Platz, darin zu blättern.

Silva hörte das Rascheln, und obwohl sie eigentlich ganz abzuschalten versuchte, fragte sie sich, auf welchem der Fotos der Blick ihrer Tochter nun wohl ruhen mochte. Jahre, Jahreszeiten, vor allem der Sommer, zuckten als wirre Collage durch Silvas Gedächtnis. Bei ihr zu Hause hatte man viel fotografiert, und an stillen Nachmittagen hatte sie sich gerne auf das Sofa gesetzt und in einem Album geblättert, so wie jetzt Brikena.

Das Rascheln der Seiten hatte aufgehört, und Silva konnte sich gut vorstellen, welche Konzentration jetzt im Blick des Mädchens lag.

»Was für ein Foto schaust du gerade an?«, fragte sie, ohne die Augen zu öffnen.

»Von Tante Ana.«

Hatte sie es doch gewusst ... Fast sicher war sie sich bei ihrer Frage gewesen. Alles in Silva gefror. Quälend durchdrang sie der Schmerz, den sie auch jetzt, elf Jahre nach dem Tod ihrer Schwester Ana, noch brennend empfand, sooft jemand diese erwähnte.

Schließlich war das Rascheln des Albums wieder zu hören, und ohne sich ganz im Klaren darüber zu sein, ob sie aus der Erstarrung, in die ihre Tochter sie ungewollt versetzt hatte, auch tatsächlich erwachen wollte, atmete Silva tief durch.

Es klingelte an der Tür, und diesmal waren es wirklich Gäste: Silvas Mutter und ihr Bruder mit seiner Frau. Schon immer eher schweigsam, war die Mutter nach Anas Tod vollends verstummt. Bei einem Essen oder einer Einladung konnte sie stundenlang am Tisch sitzen, ohne auch nur einmal den Mund aufzumachen, aber auch ohne jemanden mit ihrem Schmerz zu behelligen. Anders als üblich, lag in der Schwärze ihrer Trauer ein grauer Schimmer, etwas, das vielleicht weniger schwer zu ertragen, dafür jedoch unendlich raumgreifend war, erstreckte es sich doch gleichförmig über alle ihre Tage. Manchmal, wenn sie ihre Mutter so sah, empfand Silva, dass nur eine Trauer wie diese Anas würdig war.

Die Großmutter gab Brikena einen Kuss, überreichte ihr ein Päckchen, begrüßte dann Silva und ließ sich schließlich wortlos in ihrem gewohnten Sessel nieder.

»Kann ich dir etwas helfen, Silva?«, fragte die Schwägerin.

»Nein, danke«, antwortete Silva. »Brikena und ich sind schon mit allem fertig.«

Das Ehepaar nahm auf dem Sofa Platz, und Silva setzte sich den beiden gegenüber auf einen Stuhl.

»Draußen ist es grässlich kalt«, meinte die Schwägerin.

»Wirklich?«, sagte Silva und stand auf, um im Kachelofen noch Holz nachzulegen.

Schweigen trat ein, und Silva, die ihren Bruder aus den Augenwinkeln musterte, glaubte in seinem glatten Gesicht einen grämlichen Zug zu entdecken. Dann merkte sie, dass er ihren Blick spürte, und sah weg. Gleich darauf nahm sie jedoch wieder diese Spur von Bitterkeit wahr, und sie überlegte, wieso ihr Bruder im Kreis der Bekannten eigentlich stets so wenig beachtet wurde wie heute seine Verstimmung. Er hatte die Militärakademie absolviert und war mittlerweile Panzeroffizier. Trotzdem wunderten sich noch immer fast alle, wenn sie feststellen mussten, dass Silva auch einen Bruder hatte. Damals, vor Anas Tod, war das noch schlimmer gewesen. Die beiden Mädchen, die bei jedermann nur »die Krasniqi-Schwwestern« hießen, zehrten die gesamte Aufmerksamkeit der Leute auf, ohne für den Bruder auch nur das kleinste Restchen übrigzulassen. Wenn er erwähnt wurde, staunten die Leute wirklich: Was, ihr habt noch einen Bruder? Einen richtigen Bruder, von der gleichen Mutter? Einen richtigen Bruder!, antworteten sie vergnügt kichernd, denn es kam ihnen sehr lustig vor.

Auch jetzt, da Ana nicht mehr lebte, erinnerten sich viele Leute an die unvergessliche Zeit Anfang der sechziger Jahre, als die beiden Krasniqi-Schwwestern überall nur gemeinsam auftauchten, obwohl Ana schon verheiratet war

und Silva noch nicht. Den Bruder dagegen übersah man hartnäckig.

»Wann ist Gjergj denn weggefahren?«, fragte dieser, gleichsam in Abwehr ihres forschenden Blickes.

»Vor vier Tagen.«

»Es ist so schade für ihn«, meinte die Schwägerin.

»Da kann man nichts machen?«, antwortete Silva. Sie wusste, dass alle Gäste, die Mutter ausgenommen, das Gleiche gesagt hätten.

Wieder klingelte es. Es waren die beiden Lehrerinnen Brikenas mit ihren Kindern und mit Geschenkpaketen in den Händen. Während sie im Flur ihre Mäntel ablegten, erkundigten sie sich ebenfalls nach Gjergjs Abreise und meinten: Oh, wie schade!, als die Klingel wieder ging, diesmal ein wenig zaghaft.

»Wer ist es, Brikena?«, fragte Silva, als es im Flur still blieb.

»Veriana«, antwortete Brikena von draußen.

Silva stand rasch auf. Draußen auf dem Flur zog Veriana, rotwangig vor Kälte, zerbrechlich, Ana wie aus dem Gesicht geschnitten, gerade ihren Regenmantel aus.

Silva umarmte ihre Nichte zärtlich.

»Tante Silva, Papa lässt sich entschuldigen, er konnte sich nicht freimachen«, sagte das Mädchen.

»Ach, das tut mir aber leid. Und du bist ganz alleine hergekommen?«

»Ja, mit dem Bus.«

Silva nahm sie bei der Hand und führte sie ins Wohnzimmer.

»Guten Abend«, sagte Veriana.

Alle Blicke richteten sich mit schmerzlicher Neugier auf das Mädchen.